

POSAUNIST NILS WOGRAM

## Mit Füllhorn ins Erdreich

Der Posaunist Nils Wogram bekommt vom Jazzfest Berlin eine Werkschau spendiert – eine Begegnung unterwegs.

VON Ulrich Stock | 04. Oktober 2012 - 08:00 Uhr

© Corinne Hächler



Gut aussehend wie einst Glenn Miller: Nils Wogram

Um halb drei erreicht er, Posaune auf dem Rücken, die Krefelder Bahnhofshalle. Nils Wogram, unterwegs zum Auftritt. Er wirkt taufriisch nach sechs Stunden Zug, leuchtende Stirn, raues Kinn, eng anliegendes Sweatshirt. Durchtrainierter Typ, keine verschattete Jazz-Existenz; Frühstück noch in Zürich bei Frau und Kindern. Welch ein Schwiegersohn! Gut aussehend wie einst Glenn Miller, aber kein amerikanischer Showmaster, sondern ein immens reflektierter deutscher Tonkünstler aus Braunschweig, den die Liebe in die Schweiz verschlug. Er hat Vierteltöne, Harmonien, Glissandi und manches Schmatzen in seinem Füllhorn. Und es gibt ein Publikum, über die Welt verstreut, das sich an seiner pointenreichen Virtuosität nicht satt hören kann. Nächstes Jahr Korea.

Heute Krefeld. Mit Simon Nabatov, dem Pianisten. Der kommt in zwei Stunden aus Köln. Und was machen wir jetzt?

Reden mal über alles. Bei Tee und Pflaumenkuchen vor dem erstbesten Bäckereicafé in der Krefelder Fußgängerzone; um uns herum tätowierte Mütter mit violetten Strähnen im Haar und rauchende Pensionisten, die das Geschehen durch halb geöffnete Lider im Blick behalten. Wie steht es um den Jazz in Deutschland, Nils Wogram? »Bei Weitem nicht so schlecht, wie immer gesagt wird. Ich kann allerdings nicht beurteilen, wie es insgesamt läuft.« Soll heißen: Nils Wogram kann nicht klagen.

Er wird demnächst vierzig, ist der Posaunist seiner Generation und überdies ein Komponist, der das Genre in viele Richtungen verfeinert. Das Berliner Jazzfest bietet ihm

eine Bühne, wie sie ein Musiker nur selten bekommt. Am 2. und 3. November darf er seine vier ständigen Bands an zwei Abenden im Charlottenburger Quasimodo vorstellen: Wogram mit Nabatov, das Nils Wogram Septet, das Nostalgia Trio sowie Root 70.

Es sei die Werkschau eines immer noch jung zu nennenden Musikers, der eine erstaunliche Reife zeige, heißt es aus der Berliner Intendanz. Der gerne lange an etwas und mit anderen arbeite, der die Spannung zwischen Tradition und Innovation als Herausforderung begreife, von Modeströmungen unbeirrt. Er solle nun die Gelegenheit haben, »die Opulenz seines Schaffens« auszubreiten. So spricht Bert Noglik, der künstlerische Leiter.

Und wie das stimmt. Wogram ist kein Mann des Mangels. Seine Plattenfirmen hätten ihm wiederholt gesagt: »Du machst zu viel.«

»Ist das zu fassen? Die Kreativität eindämmen, um einen größeren Markterfolg zu haben?« Nicht mit ihm. Sein erstes Album hatte er 1994 herausgebracht, und bald war er das Genörgel seiner wechselnden Produzenten leid. »Mehr Zusammenarbeit und weniger Diktat«, empfiehlt er der Branche. Wer fantasiebegabt ist, kann raten, wen er meint. Man muss ja nur nach großen Labels schauen, die jeden skandinavischen Hans herausbringen, aber keinen wie ihn.

Gewiss ist er keiner, der sich gern hineinreden lässt. »Ich kümmere mich um alles, vom Label kommt nichts, dann kann ich es auch selber machen.« Da klingt die Frustration des Unverstandenen an, mit der er sich freilich nicht aufhält. Vor zwei Jahren gründete er das eigene Label, heuerte einen freiberuflichen Manager und einen Mann für die Öffentlichkeitsarbeit an und macht nun, was er will, wie zum Beispiel *Complete Soul*, die neue CD seines schwungvollen Septetts. Erschienen bei [nWog Records](#) .

Die kommerzielle Autonomie also zur Sicherung der künstlerischen Unabhängigkeit. Aber rechnet sich das auch? »Es entwickelt sich.« Er gebe halt keine Rechte mehr ab. Werde von ihm mal was im Radio gespielt, bekomme er jetzt die ganze Tantieme, nicht mehr nur die größere Hälfte. Von den CD-Erlösen nicht zu reden.

Die Stückzahlen, die er nennt, sind beachtlich. Gleichwohl kann auch er nicht davon leben. Womit wir wieder bei der Lage des Jazz wären. Ist sie also doch schlecht? Widerspruch. Es sei nicht so, dass die Leute keine Platten mehr kauften, es erschienen bloß viel mehr. »Wenn ich zwei Wochen auf Tour war, bringe ich zwanzig neue CDs mit nach Hause. Es gibt einfach Unmengen.« Die Händler würden nicht insgesamt weniger absetzen, sondern von mehr Platten kleinere Mengen. Wenn Misere, dann durch gewachsene Vielfalt.

Hat er sich das alles mal so vorgestellt, vor zwanzig Jahren? »Wenn man anfängt, macht man sich keine Gedanken über die Strukturen um den Beruf herum. Man versucht möglichst gut zu werden, das Instrument zu beherrschen. Die ganzen Äußerlichkeiten sind nicht so präsent.« All die Zeit in Zügen, Flugzeugen und auf der Straße, das Warten auf den Soundcheck, den Auftritt. Der Tag ist weg, und der Musik gehört nur ein Bruchteil.

»Was ich mache, ist extrem schwierig«, resümiert er. »Aber ich habe schon zu einer Zeit angefangen, als es schwierig war und die Zukunft des Jazz schwarzgemalt wurde. Ich habe von Anfang an hart arbeiten müssen, um wahrgenommen zu werden.« Für ihn habe sich nichts verschlechtert.

Wo sieht er sein Tun auf der Skala zwischen Arbeit und Spaß? »Es macht immer noch sehr viel Spaß. Das liegt auch an den Musikern, mit denen ich spiele, die ich seit Langem kenne und mag. Wir reisen oft zusammen, das gibt einen Rückhalt. Ich könnte nicht so viele Solokonzerte geben, wie Albert Mangelsdorff es getan hat; da würde ich mich einsam fühlen.«

Mangelsdorff. Er lässt den Namen fallen. Jahrelang kriegte er ihn aufgeklebt, Schicksal eines jungen Talentes, dem der eigene Ausdruck noch fehlte.

Oh, schon halb fünf, Nabatov ist gleich am Bahnhof! – Und ja, der steht schon in der Eingangshalle, ein praller Mann mit Kinngbüsch. Herzliche Begrüßung. Vom Jazzclub ist auch einer da, kurze Fahrt ins Hotel, dann zum Soundcheck.

Der Jazzkeller Krefeld ist eine untergründige Institution. Eröffnet 1958, seither in Betrieb, das gibt es in Deutschland kein zweites Mal. Es ist wirklich ein Keller, ein ins Erdreich gezogener Schlitz. Kleine Bar, kleine Bühne, Rohre an den nikotingelben Wänden, hölzerne Tische und Stühle, hinten sieht man das Klo. Man hat extra für Nabatov einen Flügel die schmale Treppe hinuntergewuchtet. »Ist er gestimmt?« – »Ja.«

Nils Wogram holt ein Sennheiser 441 aus der Tasche, »siebziger Jahre, immer noch das beste Mikrofon«. Und zum klimpernden Einräumen der Flaschen an der Bar legen der Posaunist und der Pianist los.

Das Publikum kommt erst um halb neun, die Musik ist schon da.

**COPYRIGHT:** ZEIT ONLINE

**ADRESSE:** <http://www.zeit.de/2012/41/Nils-Wogram-Jazz>